

Wolfgang  
**Lippert**

Wetten, dass ...  
Erna kommt?!

Mein buntes Leben –  
schwarz auf weiß

Unter Mitarbeit  
von Karin Weingart

DAS NEUE BERLIN

## Über das Buch

»Hoppla, da bin ich« – Wolfgang Lippert, den ein Millionenpublikum als »Lippi« kennt, der Tausendsassa der Unterhaltungskunst, Entertainer, Moderator, Sänger und Schauspieler, erzählt von der Berg- und Talfahrt seines Lebens.

## Über den Autor

Wolfgang Lippert wird 1952 in Berlin-Kaulsdorf als Sohn eines Kapellmeisters geboren. Er lernt Kfz-Mechaniker, jobbt als Fotograf und Techniker, singt in einem Studio- und Bandchor und ist bald mit einer eigenen Rockband unterwegs. Nebenher absolviert er eine Gesangs- und Klavierausbildung. Von 1979 bis 1982 lässt er sich in der Spezialklasse der Musikschule Berlin-Friedrichshain zum Sänger im Fach Unterhaltungskunst ausbilden. Bereits im Abschlussjahr, 1982 stürmt er mit dem Hit *Erna kommt* die Charts. Er moderiert die Kindersendung *He du!* und Abendshows wie *Glück muss man haben* oder *Ein Kessel Bunt*. Noch vor der Wende wird er 1988 mit der Spielserie *Stimmt's?* zum ersten gesamtdeutschen TV-Entertainer, zum Wanderer zwischen den Welten. 1992 übernimmt er für knapp ein Jahr die Samstagsshow *Wetten, dass ...?*, die er neun erfolgreiche Folgen lang moderiert. Es folgen Sendungen wie *Goldmillion* oder der *ZDF-Wintergarten*. Seit fünfzehn Jahren steht er regelmäßig auf der Bühne der *Störtebeker Festspiele* und überrascht bei seinem »Heimatsender« MDR immer wieder mit interessanten Moderationen und Shows. 2012 erscheint seine Autobiografie *Lippi-Bekenntnisse*. Da meldet sich eine Dame namens Erna, die noch viel mehr weiß über Lippi. Guter Grund, dieses Buch in neuer und erweiterter Ausgabe vorzulegen.

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Bildnachweis:

Privat: S. I, II o., II u., III, IV, V o., V u., VI, VIII u., IX o., IX u., XI, XII u., XIII o., XIII u., XIV o., XIV u., XVI o., XVI u., XVII o., XVII u., XVIII, XIX o., XIX u., XX, XXIV o., XXIV u., XXV, XXVI o., XXVI u., XXVII, XXVIII, XXIX, XXX, XXXI, XXXII

FÜR DICH (15/79): S. VII

Günther Gueffroy: S. X, XII o.

Volkhard Kühl: S. XV

K. H. Suchefort: S. XXII o.

Wolfgang Wandelt: S. VIII o.

ZDF: S. XXI, XXII u., XXIII

Die im Buch verwendeten Fotos stammen soweit nicht anders ausgewiesen aus dem Archiv des Autors. Nicht in allen Fällen konnte der Rechteinhaber ermittelt werden.

Berechtigte Honoraransprüche bleiben bestehen.

ISBN 978-3-360-02175-5

© 2011 by Integral Verlag, München, in der Verlagsgruppe  
Random House GmbH

© für diese Ausgabe: 2016 Verlag Das Neue Berlin, Berlin  
Umschlaggestaltung: Verlag, unter Verwendung  
eines Fotos von Chris Gonz

Die Bücher des Verlags Das Neue Berlin  
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

[www.eulenspiegel.com](http://www.eulenspiegel.com)

## INHALT

Spontaner Besuch .....	7
Sturz und Auferstehung .....	9
Viel Liebe und ein Eckchen Schmelzkäse .....	13
»Das wird schon« .....	31
Ehrendienst und ganz weiches Licht .....	55
Solo für Lippi .....	68
Von Rübezahl, grünen Fahrzeugen und ersten Autogrammkarten .....	94
<i>Erna</i> geht immer oder Der Atem der Macht .....	113
Meine Achtziger in einer Nussschale I .....	128
Meine Achtziger in einer Nussschale II .....	149
Wahnsinn! .....	180
Kreuzverhör an der Zentralheizung .....	204
Zurück in die Zukunft und noch mal zurück .....	232

Lippi übt, nicht gelehrt zu werden .....	243
Bis hierher erst mal .....	265
Dank .....	285

## SPONTANER BESUCH

Guten Tag, ich heiße Erna! Geben Sie es zu: Mich haben Sie hier nicht erwartet, oder? Muss aber sein. Ich kann Sie doch nicht mit dem Lippi und seiner Biografie allein lassen! Es muss doch jemand ein Auge darauf haben, was der Ihnen hier alles verkaufen will. Jemand, der sich an passender Stelle auch mal räuspert, wenn der Wolfgang mal wieder übertreibt, oder – viel häufiger – so husch-husch über eine Peinlichkeit hinweg palavern will.

Aber bevor Sie es sich jetzt mit dem Lippi-Leben gemütlich machen, noch eins: Dieses Buch darf nicht in die Hände von Jugendlichen geraten! Lassen Sie uns hier und auf der Stelle einen heiligen Eid schwören! Klappen Sie das Buch wieder zu und legen Sie Ihre rechte Hand auf das arglos lächelnde Konterfei auf dem Titel und schwören Sie, alles in Ihren Kräften Stehende zu tun, um zu verhindern, dass die Memoiren von Wolfgang Lippert jemals einem Heranwachsenden zur Kenntnis gelangen!

Haben Sie das getan? Gut so, aber bleiben Sie wachsam! Wenn Sie Eltern sind und den Verdacht hegen, Ihr Sohne- mann könnte von einem Hallodri oder gar Halunken dieses verderbliche Buch geliehen oder geschenkt bekommen haben, werden Sie aktiv! Horchen Sie abends an der Tür zum Jugendzimmer, ob dort drinnen unter der Bettdecke im Schein der Taschenlampe Worte geflüstert werden, wie sie nur aus der unseligen Lebensbeschreibung Wolfgang Lipperts stammen können. Wenn Sie also hören, wie Ihr Spross wie im Fieber Redensarten nachspricht wie etwa »bin da so reingerutscht« und »fragte mich einer, ob ich mal«, aber auch »traf ich zufällig« oder »so ergab es sich eben«, dann reißen Sie sofort die Tür auf und konfiszieren

Sie dieses Machwerk! Nie dürfen unsere Kinder erfahren, dass sich eine solch furiose Karriere wie die von Wolfgang Lippert auf ein pures Nichts von Irgendwo-Herumstehen und Fröhlich-sein-und-Singen gründen kann. Wenn Sie immer noch wollen, dass Ihr Kind studiert und danach mit einem grundsoliden Abschluss sorgfältig Bewerbung um Bewerbung an aussichtsreiche Unternehmen verschickt, um schließlich auf diese einzig legitime Weise eine Festanstellung in Schwäbisch-Schaffeschaffehausen und ein schickes Reihenhäusle in Schnarch-hinterm-Wald an der Zweistunden-Pendel-Bahn zu ergattern, dann sorgen Sie dafür, dass ihm Wolfgang Lipperts Leben und Werden unbekannt bleiben. Uns hingegen, den Älteren, den Gereiften und mit allen Wechselfällen des Lebens Vertrauten, kann dieses Buch durchaus Freude und Bestätigung bringen. Wie fleißig ist doch die Schicksalsgöttin! Ließ sie je einen Tag vorübergehen, ohne sich zu fragen: Wat stelle ick heute mit dem Lippert an?

Dieses Buch erzählt von der wundersamen Karriere eines der letzten großen Familienunterhalter deutscher Zunge, eines Großsympathen, wie ihn dieses oft als unfröhlich und verkniffen verschrieene Volk nur selten aus seinem Schoß hervorbringt. Ein Mann, in dessen gleichsam mediterranem Wesen französische Leichtigkeit, italienische Eloquenz und griechische Unbekümmertheit (in Finanzfragen) in einer echt Berliner Type verbunden wurden. Apropos verbunden wurde. Wir steigen am besten dort ein, wo Lippi mal verbunden wurde und sich fragte, ob es das war.

## STURZ UND AUFERSTEHUNG

Jetzt hebt die Maschine gleich ab. Ein letztes Mal dreht sich der Pilot in seinem Sitz um und wirft mir einen aufmunternden Blick zu. »Wir müssen dann mal.«

Wie gern hätte ich seinen Platz eingenommen. Einen Hubschrauber zu fliegen ist ein lang gehegter Traum von mir. Aber jetzt wäre ich schon froh, wenn ich die Geste des Piloten, einem coolen Pierce-Brosnan-Typen, erwidern könnte. Wenn ich nur die Kraft hätte, ihm ebenfalls die Faust mit dem optimistisch nach oben gereckten Daumen entgegenzustrecken. Aber das Einzige, was ich an Kommunikation hinbekomme, ist ein klägliches Verziehen der Mundwinkel, das er hoffentlich als Lächeln versteht.

Der Arzt, der neben mir sitzt, neben mir und den Geräten, an die ich angeschlossen bin, spricht beruhigend auf mich ein. Aber ich höre ihn kaum, versuche alles, um den Kopf so zu verrenken, dass ich den Piloten beobachten kann, der mich beeindruckt in seiner Lässigkeit, mit seinem Dreitagebart und der Ray-Ban-Sonnenbrille, die nur ein Pilot tragen kann, ohne sich lächerlich zu machen.

Wenn mir einer helfen wird, dann du, Großmeister der Lüfte, ich verlass mich auf dich. Los Kollege, rette mich. Bitte. Ihr seid meine einzige Hoffnung, du und dein Optimismus. Deine Zuversicht. Fliegt mich ins Leben zurück. Und bitte, macht schnell! Ich habe nicht mehr viel Zeit, fürchte ich.

Dann verliere ich das Bewusstsein. Es wird nicht das letzte Mal sein auf diesem Rettungsflug von Papiago nach Brixen in die Unfallklinik. Mein Zustand ist kri-



tisch. Dreieinhalb Liter Blut habe ich verloren. Und mein Fuß, mein Unterschenkel: ein offener Bruch. Ein komplizierter Torsionssplitterbruch. Vor wenigen Jahren noch hätte man in einem Fall wie diesem amputiert, ohne mit der Wimper zu zucken. Aber jetzt, im Winter 1996, wird Professor Hofer, der viel Gepriesene, ein Wunder zelebrieren. Wird den Patienten vollständig wiederherstellen in einer fünfstündigen Operation.

Am liebsten hätte ich ja den Lift genommen, nach einer weiteren Abfahrt steht mir gar nicht der Sinn, ich bin schon viel zu müde. Aber die Freunde drängen: Komm, Lippi, sei keine Memme. Also schnalle ich mir die Skier, die superlangen, die gerade modern sind, ein letztes Mal an für diesen Tag. Ab geht's.

Und ich springe über einen Absatz, bekomme Übergewicht, fliege nach vorn in einem hohen Bogen, was gar nicht schlimm wäre, ich bin ein geübter Skifahrer, hätte ich die Bindung der Bretter bloß nicht extra stramm einstellen lassen. Wenn die sich jetzt aber nicht lösen, jetzt sofort, in dieser Sekunde, dann ...

Ein Sturz, ein stumpfes Knacken wie das Brechen einer Altarkerze. Das war's.

Mühsam versuche ich mich aus dem Schnee zu befreien. Ich habe mörderische Schmerzen. Mein rechter Ski ist parallel zum Schienbein. Ich verliere Blut. So viel Blut. Die Freunde kommen, besorgt, »was ist denn los, Lippi?« Als könnte man das nicht sehen. Sie rufen die Carabinieri, die die Pisten bewachen. Und ich liege im Schnee. Es ist mir so kalt. Und ich habe solche Schmerzen. Und all das Blut ...

»Halt durch, Lippi«, beschwören mich die Freunde. »Hilfe naht.« Und ich liege im Schnee. Werde immer schwächer.

Dann kommen die Carabinieri, endlich, mit einer Wanne, aber mein Zustand ist viel zu ernst. »Da muss ein Hubschrauber her«, meine ich zu verstehen in dem aufgeregten Geschrei meiner Freunde und der Polizei. Aber warum kommt er dann nicht, dieser Hubschrauber? Ich hab doch keine Zeit mehr zu verlieren bei all dem Blut ...

Aber es herrscht Hochbetrieb bei den Schutzengeln von Papiago. Ein Schädelbasisbruch, eine abgerissene Kniescheibe, alles hat Vorrang vor mir. Wer hier zuerst stürzt, fliegt auch zuerst.

»Bleiben Sie ruhig, der nächste freie Hubschrauber ist Ihrer. Ganz bestimmt.«

Man legt eine Decke über mich. Doch sie vermag den Blutverlust nicht zu dämmen.

Trotzdem muss ich jetzt an die Termine der kommenden Woche denken. Daran, was alles futsch sein wird, weil zu viel Lebenssaft entwichen ist. Dass plötzlich ein längerer Krankenhausaufenthalt droht. Oder womöglich der Tod? Was man in so einer Situation nicht zu hoffen wagt, was aber in meinem Fall eintreten wird: dass mein Sender sich von seiner menschlichen Seite zeigen wird. Alle durch meine Unvorsichtigkeit entstandenen Schäden ohne Murren der Versicherung aufhalsen wird. Dazu eine Größe wie Günther Jauch als meine Vertretung verpflichten. Schließlich musste es ja weitergehen mit der *Goldmillion*, der großen ZDF-Abendshow der Aktion Sorgenkind.

Doch solche Gedanken sind in meiner gegenwärtigen Verfassung wohl eindeutig eine Überforderung für mein Gehirn. Denn plötzlich schiebt sich das Bild zu. Das ist doch verblüffend! Das sieht jetzt aus, wie wenn man eines dieser stylischen neumodischen TV-Geräte abgeschaltet hätte. Das letzte Stündlein eines Fernsehmannes, wie passend!

Einen Moment lang ist es vollkommen schwarz auf meinem Schirm. Ich bin wie in Trance. Viel zu erschöpft, um Todesangst zu empfinden. Die Kraft dafür bringe ich gar nicht mehr auf. Und dann ist mir, als öffne sich der Monitor wieder. Vor mir tut sich ein weiter, heller Raum auf. Sieht tatsächlich aus wie so eine Art von Unendlichkeit. Und da möchte ich mich nur noch reinfallen lassen. Ich fühle mich wie auf einer Rutschbahn, lasse alles los, bin nur noch neugierig auf das Leben hinter dem Leben ...

Und wenn ich jetzt tatsächlich dorthin gehen muss, dann sollte ich mich lieber noch mal an alles erinnern: an dieses bunte, verrückte und dabei doch irgendwie auch nachdenklich machende Lippi-Leben ...

## VIEL LIEBE UND EIN ECKCHEN SCHMELZKÄSE

Perlende Violinklänge empfangen das Kind, als es im Kreißsaal die Augen öffnete. Vaters Geige stimmte ein Liebeslied an – ein Start ins Leben, um den ich mich selbst beneiden könnte.

Am Vorabend dieses 16. Februar 1952 war es Opa Erich und seinem immer wieder notdürftig reparierten Lkw in letzter Minute noch gelungen, die werdende Mutter ins Krankenhaus von Berlin-Kaulsdorf zu bringen. Opa Erich, der mit einem meiner Onkel zusammen ein kleines Fuhrgeschäft betrieb und mir immer für seine gewaltigen Hände in Erinnerung bleiben wird, diese Hände, mit denen er in die großen Gläser auf den Tresen der Konsum-Läden griff und mir ein Bonbon herausfischte, wenn die für die Zeit verblüffend wohlgenährten Verkäuferinnen einmal nicht schnell genug schalteten. Opa Erich durfte das, Opa Erich war eine Institution bei uns im Dreh. Doch an der Tür des Kreißsaales hatte sich seine Macht erschöpft. Jetzt war Anneliese Lippert allein mit sich und dem Kind in ihrem Bauch, denn ihr Mann war noch nicht eingetroffen.

Jede Geburt ist einzigartig in ihren Freuden und in ihren Ängsten. Auch dass Mama, meine hübsche, zierliche Mutter, bereits zehn Jahre zuvor meinem Bruder Klaus das Leben geschenkt hatte, konnte ihre Furcht nicht bannen. Aber Anneliese war und ist ein zäher Knochen – auch heute noch, mit ihren sechsundneunzig Jahren. Also wird sie hinter zusammengebissenen Zähnen tapfer ein Liedchen vor sich hin gesummt

haben, um dem Schmerz zu widerstehen. Denn Musik hilft immer, und ohne die Musik hätte sie ihre große Liebe nicht gefunden, die Liebe zu meinem Vater, und würde gar nicht hier liegen in der kühlen Krankenhaushygiene in freudiger Erwartung an jenem Februartag im dritten Lebensjahr des Landes, das meine Heimat werden sollte.

Walter Lippert, geschieden, Vater zweier Söhne, vom Typ her vage an Humphrey Bogart erinnernd, war Geiger, Leiter des Tanzorchesters Kabelwerk Köpenick (zwar kein besonders erotischer Name für so ein Unterfangen, als Klangkörper aber erstklassig), ein Vollblut- und Seelenmusiker sowohl von Beruf als auch von Gesinnung. Anneliese ihrerseits spielte verschiedene Instrumente, beeindruckte in ihrer körperlichen Zartheit aber insbesondere durch meisterliche Beherrschung des Akkordeons. Oder vielleicht auch durch ihre berückend braunen Augen. Und bestimmt durch die dick bestrichenen Stullen, die sie verlässlich zu den Proben anschleppte, weil: »Die Männer brauchten doch was auf die Rippen – nach allem, was sie hinter sich hatten. Die waren doch alle rappeldürr, und der Krieg steckte ihnen noch in den Knochen.«

Und so sprang, forte fortissimo, der Funke zwischen meinen Eltern über – irgendwann zwischen Leberwurstbrot und Lincke-Liedern –, gestimmt auf lebenslang.

Wobei sich Walter und Anneliese die Realisierung ihrer Gefühle füreinander zunächst gegen erhebliche innere Hemmungen ertrotzen mussten; wie viele Menschen zu jener Zeit taten auch sie sich mit Trennung und Neuanfang noch nicht so leicht wie wir heute oft. Aber was hart erkämpft ist, gewinnt umso mehr an Stärke und Widerstandskraft.

Und die brauchte mein Vater jetzt, und zwar so viel davon, wie er irgend aufbringen konnte, als er, inzwischen eingetroffen, sich dem entschiedenen »Nein!« der Hüterinnen des Kreißsaales entgegenstemmte, die darauf beharrten, dass Männer hinter der Tür nichts zu suchen hätten, es sei denn, sie wären hier bestellte Geburtshelfer.

Walter appellierte, bettelte und flehte, drohte auch, was gar nicht zu ihm passte, so unbedingt wollte er zu seiner Anneliese und dem Kind, seinem Kind, das jetzt bald kommen würde. Schließlich zog er die letzten Register, und auf die war für ihn immer Verlass: auf seinen Charme und die Geige. So wickelte er sie alle um den Finger. Mit seiner strahlend lächelnden Liebenswürdigkeit und einem Robert-Stolz-Potpourri.

*Ich lieb nur eine* stimmte er an, während er – ein nicht nur in Kaulsdorf unerhörter Vorgang – durch die Tür geradewegs auf die Liege zustürmte, an die sich seine Frau in Schmerzen klammerte. Die Atempause vor ihrer letzten Wehe erfüllte er mit dem beruhigenden *Du, du, du, schließ beide Augen zu*. Und mich empfing, als Mama das Kind schließlich, zögernd doch, aus ihrem Schoß entließ, um ein Uhr fünf in der Frühe, ein weiches Federbett aus schmeichelnden Tönen, von meinem Vater eigens für mich aufgeschüttelt. *Du sollst der Kaiser meiner Seele sein ...*

Das Leben schien diesem großartigen Auftakt gerecht werden zu wollen; jedenfalls schenkte es mir eine Kindheit, wie ich sie mir besser nicht hätte wünschen können.

Die Verhältnisse, in denen ich aufwuchs, waren zeitgemäß einfach (ganz am Anfang zum Beispiel unterlagen Fleisch, Fett und Zucker noch der Rationierung), aber ich kann mich nicht erinnern, dass es uns je an

irgendetwas gefehlt hätte. Und wenn, habe ich es nicht erwähnenswert vermisst.

Rundum war viel Verwandtschaft, Oma Erna, Opa Erich, Onkel, Tanten, mein großer Bruder Klaus, und irgendeiner von ihnen wusste mich immer zu beschäftigen, wenn Mama bei der Arbeit war. In den Kindergarten – es gab einen ganz in der Nähe – kam ich nicht, obwohl ich ein paar Mal durch den Zaun lugte und mir das, was ich dort sah, eigentlich ganz gut gefiel. Aber immerhin bauten die Eltern sich und uns bald ein Haus, vorfinanziert von einem der Onkel – ihr halbes Leben lang mussten sie die Schulden abstottern. In dem großen Garten konnte ich so viel buddeln, wie ich wollte. Aus irgendeinem Grund standen bei uns Kindern damals Guerillahöhlen hoch im Kurs, aber Autobahnen und Wasserschlösser bauten wir mit demselben Eifer.

In besagtem Garten endete übrigens auch, kläglich, mein Versuch, es mit der Zucht weißer Mäuse zu ewigem Ruhm und sagenhaftem Reichtum zu bringen. Ich hatte gehört – ethische Bedenken waren damals noch nicht so weit verbreitet –, dass man die Tiere für medizinische Zwecke verkaufen und dabei 50 Pfennig pro Köpfchen Erlösen konnte. Auf Dauer jedoch hielt der hellgelbe Plastebesteckkasten, den ich Mama als Heimstatt für die Nager abgeluchst hatte, dem Freiheitsdrang meines Zuchtbullen nicht stand. Er schnappte sich die Braut seines Herzens und trat mit ihr die Flucht an. In unserem Garten war den beiden dann, wie ich hoffe, noch ein ersprißliches Leben beschieden. Sicher weiß ich nur, dass sie sich vermehrten wie geschmiert. Und Ruhm und Reichtum weiterhin auf sich warten ließen.

Wenn mich die kapitalistischen Bestrebungen gerade einmal nicht so fest im Griff hatten – es gab da auch einen Schatz auf dem Dachboden, alte Sigurd-Hefte

und überaus kostbare Kieselsteine, den ich hütete und verteidigte wie die Staatsführung ihren ersten Fünfjahresplan –, wenn ich also gerade nicht mit der primären Akkumulation von Kapital beschäftigt war, dann machte die Familie Lippert gern Ausflüge, ausgedehnte Fahrradtouren, Picknicks und Wanderungen. Später waren wir auch mit den Mopeds unterwegs. Zwar nicht direkt *up up and away*, aber doch auf und davon ...

Die Weite der Landschaft im Brandenburgischen, der dichte Wald, die Alleen, die vielen Seen – ein wildes Idyll. Einfach herrlich. Und allein, wie das alles roch! Nach Wind und Buletten und Überschwang und Muckefuck. Und nach Jungenträumen, die in Erfüllung gingen.

Meine Mutter hat mir neulich erst erzählt, dass ich sie kurz nach meinem fünften Geburtstag einmal mit einer Frage überrascht habe, die eigentlich mehr eine Feststellung gewesen sei: »Mutti«, hab ich zu ihr gesagt, »weißt du eigentlich, dass ich lebensfroh bin?«

Keine Ahnung, wie ich auf diesen Ausdruck gekommen war, aber er traf den Nagel auf den Kopf.

Wenn man ein Buch schreibt, in dessen Mittelpunkt das eigene Leben steht, legt man sich ja im Vorfeld über alles Mögliche Rechenschaft ab, exerziert die verschiedensten Möglichkeiten durch und nimmt dabei mitunter, probenhalber vielleicht nur, auch ganz unvertraute Perspektiven ein. Eventuell die des großen Rächers oder des kleingeistigen Kritikers. Die des Liebhabers. Des Beschützers. Des Gekränkten. Des Verwöhnten. Des Verständnissvollen. Man spielt dabei mit Blickwinkeln, die im Alltag kaum genutzt werden, in all den unzähligen Momenten, in denen das Leben gelebt (und nicht reflektiert) wird. Und deshalb kann nun auch ein in die Jahre gekommener Lippert, altklug wie eh und je,



dem fünfjährigen Steppke die Hand auf die Schulter legen und sagen: »Lebensfroh willst du sein? Dann mach was draus. Und komm mir später bloß nie auf die Idee, du könntest dich in irgendeiner Weise auf die Verhältnisse rausreden oder auf deine Kindheit, wenn's bei dir mal nicht so klappt. Bessere Ausgangsbedingungen als du kann man gar nicht haben.«

Denn was der Steppke nicht wusste und nicht wissen konnte und wovon er schon gar nichts wissen wollte, wenn ihm verboten wurde, barfuß in den Schnee hinter dem Haus zu stapfen oder so lange aufzubleiben, wie er Lust hatte: Ganz intuitiv, entspannt und unaufdringlich haben meine Eltern bei der Erziehung ihres Sohnes einen ziemlich guten Job gemacht.

Ihr Rezept war einfach wie die meisten wirklich guten Dinge im Leben. Sie mochten einander, ergänzten sich und hielten zusammen. Und ein Paar, das so lebt und liebt, scheint wie von selbst ein Kraftfeld zu erzeugen, in dem man gar nicht anders kann, als sich wohlfühlen – eine Atmosphäre der Offenheit, Toleranz und Freundlichkeit.

Unser Zusammenleben unterschied sich, äußerlich betrachtet, nicht wesentlich von dem der meisten jungen Familien zu jener Zeit, nur dass bei uns vielleicht mehr musiziert wurde und der Grüne-Bohnen-Eintopf meiner Mutter Weltklasse war, was auch nicht zu unterschätzen ist. Das, was ich aber nie hätte eintauschen mögen – so sehe ich es jedenfalls aus der Perspektive des mehr oder weniger erwachsen Gewordenen –, war das innere Zuhause, das mir meine Eltern boten. Die Leichtigkeit, die über unserem Mahlsdorfer Stadtrandhäuschen schwebte.

Wenn es stimmt, dass jede Kindheit von einer unausgesprochenen Botschaft der Eltern geprägt wird, wie Psychologen behaupten, dann lautete meine: *Es ist*

*wichtig, dass es dich gibt.* Ein unscheinbarer Satz, wenn man ihn so liest, aber einer der schönsten und positiv folgenreichsten, die man einem kleinen Menschen überhaupt mit auf den Weg geben kann, wie ich finde. Ein wirkliches Privileg. Von vornherein einen festen Platz im Leben zu haben, bedingungslos, sich nicht ständig mit Selbstzweifeln plagen, nie um die Liebe, die Anerkennung des Vaters oder der Mutter kämpfen zu müssen, das ist etwas ganz Wunderbares. Und aller Dankbarkeit wert. *Es ist wichtig, dass es dich gibt.* Dieser Satz hat sich tief in meiner Seele eingekapselt und wirkt dort wie ein kleiner, nie ermüdender Sonnenmotor, vor allem in Phasen, in denen es bei mir nicht so rund gelaufen ist.

Wie zum Beispiel in der Schule, die ich noch vor der ersten Stunde schmiss. Als nämlich in einer Art Einführungsveranstaltung der baldige Besuch eines Arztes angekündigt wurde, der uns ABC-Schützen die Zähne untersuchen sollte, was ja eigentlich ein begrüßenswerter Beitrag zur Volksgesundheit war. Ich aber verfügte zu diesem Zeitpunkt bereits über einschlägige Erfahrungen – mit einem Schlächter in weißer Igelitschürze, der mir erst den Mund weit aufgerissen und sich dann über irgendwelche harmlosen Wucherungen darin hergemacht hatte –, so dass allein die Erwähnung des Wortes Arzt genügte, um mich Reißaus nehmen zu lassen.

Unter dem Einfluss des freundlichen Überredungsvermögens meiner Mutter zeigte ich mich am nächsten Tag großmütig und bereit, der Schule eine zweite Chance einzuräumen.

Die aber wäre um ein Haar von unserer Klassenlehrerin zunichte gemacht worden, Frollein Häcker. Und allein in diesem Namen liegt eigentlich auch schon alles, was einem passieren kann im Leben.

Frollein Häcker war so eine Rappeldürre mit grell geschminkten Lippen, missmutig wie ein Kettenhund. Sie war ständig am Rauchen, nur nicht im Klassenzimmer. Da beschäftigte sie sich ersatzweise, was noch schlimmer war, damit, unter Zuhilfenahme eines Taschentuches an ihren Mundwinkeln herumzupulen. Sie sich abzuputzen oder was weiß ich was. Jedenfalls kam mir das Frühstücksbrot immer schon hoch, wenn sie auch nur nach diesem Kästchen griff, diesem ekligen Kästchen, in dem sie das Taschentuch aufbewahrte.

Natürlich verstand ich zu Beginn meiner Schulzeit noch so gut wie nichts von Chemie, dass sie aber zwischen Frollein Häcker und mir ganz und gar nicht stimmte, das war mir sofort klar. Ich konnte sie nicht ausstehen, und ihr kam ich wohl auch nicht unbedingt recht. Wahrscheinlich war es eine Frage des Temperamentes. Die allerdings Frollein Häcker kraft ihres Amtes für sich entschied, vorläufig jedenfalls.

Ob man mich nach heutigen Begriffen als hyperaktiv einstufen würde, kann ich nicht sagen, im engeren Sinn wahrscheinlich nicht, aber ein lebhaftes Kind war ich bestimmt, neugierig, vielleicht ein bisschen flippig und manchmal auch vorlaut in meinem Übermut.

Frollein Häcker wusste sich zu rächen. Und ich hatte einstweilen den Kürzeren gezogen. Zur Strafe für meine pure Existenz, wie mir schien, musste ich ständig irgendwo rumstehen in der Klasse oder mich – was ich als noch viel größere Zumutung empfand – in die erste Reihe setzen. Ganz in die Nähe dieser Mundwinkel, die alle naselang befigert wurden.

Meine große Stunde aber sollte kommen. Und als es dann so weit war, wurde sie ein echter Lippert, ein Walter-und-Wolfgang-Lippert-Moment, um genau zu sein. Denn ich habe, glaube ich, eine ganze Menge von mei-

nem Vater, einen Charakterzug aber ganz sicher: Langmut, gefolgt von plötzlich aufwallender Impulsivität. Ich verstehe wirklich viel Spaß, auch über weite Strecken, wenn es sein muss, aber irgendwann ist Schluss mit lustig. Dann brennt mir der Hut und ich schmeiße ihn in den Ring ohne Rücksicht auf die Flammen. Vom Ende her betrachtet, also was die Folgen betrifft, vor allem im Beruflichen, haben sich diese blitzkriegartigen Triumphe der Irrationalität zwar nicht immer bewährt, dafür sind mir aber auch Magengeschwüre bislang erspart geblieben. Und überhaupt können solche Ausbrüche von ausgesprochen reinigender Wirkung sein.

Nun also Frollein Häcker. Es war im Handarbeitsunterricht und sie ließ uns einen Schal stricken, was ja eh das Letzte ist. Meiner war blau und schon irrsinnig weit gediehen (bestimmt fünfzehn Zentimeter war er lang!), für meine Begriffe also so gut wie fertig, als sich von hinten Nikotingestank anschlich, mir über die rechte Schulter kroch und sich hysterisch in meine Wollsache bohrte. Denn irgendwo auf halber Strecke hatte der hagere Lehrkörper eine gefallene Masche erspäht. Sah kein Mensch. Und selbst wenn: hätte man das Malheur doch, wie jede Hausfrau weiß, mit zwei, drei entschiedenen Ausfallschritten an der Häkelnadel schnell beheben können. Nicht so Frollein Häcker, natürlich nicht. Die riss mein Werk wortlos keifend an sich und trennte den Schal auf bis zur Unglücksstelle. Was mich nach den gefühlten vierhundertfünf Stunden Lebenszeit, die ich bereits an das elende Teil verschwendet hatte, um Jahre zurückwarf. Ich war ihr sehr böse.

In der nächsten Stunde hatten wir Rechnen, und Frollein Häcker thronte spitznasig an ihrem Pult vor der Klasse.

»Lippert!«, befahl sie mir, »an die Tafel!«

Ich sprang auf und lief nach vorn, energischer als üblich, weil ich noch immer so wütend war. Und dabei ...

Meinen Schulkameraden gegenüber habe ich später behauptet, es sei Absicht gewesen, ein gezielter Tritt, strategisch geplant mit kühler Berechnung, aber in Wirklichkeit war es wohl doch eher eine Mischung aus Unfall und beglückender Wunscherfüllung, die mir den Fuß führte, als er mit dem Bein des Lehrerstuhls kollidierte, auf dem Frollein Häcker saß und lauerte.

Gesessen hatte und gelauert hatte. Denn in einem Rülpsen ausgleichender Gerechtigkeit brach ihr Thron zusammen und sie landete rücklings auf dem Boden, aller Autorität entkleidet. Um sie herum ergoss sich das Folterbesteck aus ihrer Handtasche, nach der sie gegriffen hatte im Moment ihrer Unter- und Niederwerfung, der Rotstift, die Zigarettenschachtel, das ewige Kästchen mit dem Taschentuch drin.

Und in diesem Moment der Offenbarung empfand ich Freude, die reine Freude der Genugtuung.

Mein schulischer Erfolg wäre allerdings ernsthaft infrage gestellt worden, hätte nicht nach vier Jahren Fräulein Brunzel die Klasse übernommen und bis zum Abschluss geführt. *Fräulein Brunzel* – auch in diesem Namen lag Wahrheit. Weiche, warme, vertrauenswürdige Wahrheit. Und wirklich, Fräulein Brunzel war für uns alle die Erlösung, denn sie kam mit Taschen voller Liebe, Zuneigung und gutem Willen. Und wir waren so glücklich, Fräulein Brunzel einen Gefallen tun zu dürfen, dass uns die Schule fast anging, Spaß zu machen.

Ich habe später noch öfter an Fräulein Brunzel denken müssen, etwa, wenn ich vor einem unruhigen Publikum auf der Bühne stand. Manchmal habe ich mich dann an einen der Tricks aus der Kommunikations-

kunst erinnert, in der meine Lehrerin mit ihrem dramaturgischen Geschick so brillierte: Viel wirksamer kann es sein, die Stimme zu senken, wenn man gespannte Aufmerksamkeit erzeugen möchte, als auf Lautstärke zu setzen.

Aber so sehr ich Fräulein Brunzel auch mochte – ganz mein Ding war die Schule nie. Dafür hatte ich auch einfach viel zu viel anderes im Sinn und zu tun. Außerdem immer schon weit weniger Sitzfleisch als Hummeln im Hintern.

Trotzdem, allein die Pausen waren die ganze Mühe wert. Wir hatten da nämlich so ein Spiel, wir Jungs, wir nannten es die Große Schlacht um den Gullydeckel und es war eigentlich nicht direkt ein Spiel, sondern der erbitterte Ernst eines Balzrituals. Wobei ich allerdings gleich hinzufügen möchte, dass es sein Ziel nicht erreichte: Die Mädchen auf dem Schulhof, die wir mit Hauen und Einanderausstechen für uns gewinnen wollten, zeigten sich davon völlig unbeeindruckt.

Aber die Kämpfe der Männer neigen ja ohnehin dazu, sich zu verselbstständigen und zu einem sehr schlichten Vergnügen zu werden. Die Große Schlacht um den leicht erhabenen Gullydeckel auf dem Hof der 10. Oberschule Berlin-Mahlsdorf bildete in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Denn es ging dabei um nichts Geringeres als die Vorrangstellung im Rudel. Also mindestens um alles. Fast in jeder Pause. Zwischen Mathe und Physik oder Staatsbürgerkunde und Deutsch (schriftlicher Ausdruck) rauften wir um die Macht. Den Kampf für sich entschied, Chef und Alphamännchen wurde, wer als Erster auf dem Gullydeckel zu stehen kam. Aber dann fing der Spaß erst richtig an. Denn die anderen wollten natürlich auch Chef sein. Und im

Nu war eine ordentliche Keilerei im Gange und keiner wusste mehr, worum es eigentlich ging. Na ja, wie sich Kriege eben so entwickeln.

*Der Mensch ist nicht von Natur aus gut, sondern in seinen Anlagen »leicht verpfuscht«*, sagte *Das Gehirn* oft. Ob der Notar, bei dem meine Mutter als Sekretärin arbeitete, diese Behauptung auch auf die Große Schlacht um den Gullydeckel bezog, oder ob er damit doch eher die Entwicklungen in unserem jungen Staat ansprach, die er skeptisch beurteilte, sollte ich nie erfahren. Aber ich spürte irgendwie, dass diese Meinung nicht von allen geteilt wurde.

Unsere ganze Familie fühlte sich dem Notar eng verbunden, und ich erinnere mich heute noch gern an die vielen gemeinsamen Ausflüge mit ihm, bei denen ich hinten auf seinem Rollstuhl stehen durfte, da, wo sich die Batterien befanden. *Das Gehirn* nannte ich ihn, weil ich sonst niemanden kannte, der so klug und so belesen war wie er.

---

Und an dieser Stelle schaltet sich jetzt mal, eine Gesellschaftsordnung später und mithin den Ereignissen weit vorausseilend, der Wolfgang Lippert von heute ein.

*Der Mensch ist nicht von Natur aus gut.* Hieß das zugleich auch zwangsläufig und im krassen Widerspruch zum in den fünfziger, sechziger Jahren und darüber hinaus herrschenden Zeitgeist, er sei von Natur aus unverbesserlich, von seiner Anlage her gar nicht fähig, eine bessere Gesellschaft aufzubauen nach dem Horror der Vergangenheit, nach Naziherrschaft, Weltkrieg und Massenmord?

Und falls doch: Wie hätte sie aussehen können, diese bessere Welt?

Mit dem Fall der Mauer hat die Geschichte ihr Urteil über das Experiment DDR gefällt. Es ist gescheitert. Der Versuch, auf den Trümmern der Verwerfungen von gestern eine ganz andere Gesellschaft aufzubauen, hat nicht zum Ziel geführt – und dabei auch bis auf absehbare Zeit selbst den Begriff des Sozialismus und die Sehnsucht, die sich darin ausdrückt, in Bausch und Bogen diskreditiert.

Dabei darf man nicht vergessen: In den ersten Jahren war die DDR, jedenfalls im Erleben vieler daran Beteiligter, nicht bloß ein schwerfälliger Staatsapparat, kein ausschließlich bürokratischer Klotz mit Spähaugen allüberall, sondern auch, und das finde ich wichtig, eine schöne Utopie, ein spannender Neuanfang, um den leidenschaftlich gerungen wurde. Ein Versuch, das ja, aber ein ambitionierter. Zumindest in den Anfängen. Danach lief natürlich vieles schief.

Womit ich ganz allmählich auf meine Jugend zurückkommen möchte.

Eines ist mir schon relativ früh aufgefallen und -gestoßen: Der Blick, den wir im Osten auf die beiden Deutschländer warfen, war oft sehr emotional, die Betrachtung der DDR durch den Westen dagegen in aller Regel abstrakt und streng vernunftbetont – Stichwort: »Systemvergleich«. Und da hat man dann – dies als einstweilen vorletzter Vorgriff auf die Zukunft – nach der Wende oft das Gefühl gehabt, sich rechtfertigen beziehungsweise die eigene Position im damaligen Polit- und Gesellschaftsgefüge erklären zu müssen. Wobei mir absurderweise oft dieser die Pistole auf die Brust setzende Gassenhauer der Jugendorganisation FDJ in der Interpretation des staats- und parteinahen Oktoberklubs einfiel: *Sag mir, wo du stehst ... und welchen We-he-he-g du gehst ...*



Nun denn. Mein Weg, zu dem komme ich noch. Und was den Standpunkt betrifft, der war bei mir immer irgendwie dazwischen, was auch schon in der Familie lag: Weder meine Eltern noch andere enge Verwandte waren organisiert. Und wir haben zu Hause immer mehr Musik gemacht, als dass wir politisiert hätten.

Meinen Eltern wäre eine andere Haltung, glaube ich, auch gar nicht in Reichweite gewesen. Die freundlich-tolerante Aufgeschlossenheit, die die beiden charakterisierte, hätte weder frenetisches Fahnenschwenken noch so etwas wie gestenreiches Opponieren zugelassen.

Im Grunde waren wir eine entschieden unpolitische Familie, auch wenn das im Rückblick auf die DDR von vielen, die nur Schwarz und Weiß, nur Pro oder Kontra gelten lassen, als suspekt betrachtet wird.

Ich selbst habe es mir auch weitestgehend erspart, mich festzulegen. Das fing schon früh in der Schule an, als wir gefragt wurden, ob wir denn nicht Lust hätten, den Jungen Pionieren beizutreten. Die machten eigentlich ganz schöne Sachen, da gab es zum Beispiel immer feine Bastelnachmittage oder Ausflüge und Altstoffsammeln an der frischen Luft. Die Jungs und Mädels trugen auch so hübsch farbenfrohe Tücher mit Knoten drin. Trotzdem brachte ich eher weniger Interesse dafür auf, mich denen anzuschließen. *Seid bereit ...* Ich empfand nicht unbedingt Lust, *allzeit bereit* zu sein.

Immerhin konnte ich aber mit einem, wie ich fand, akzeptablen Gegenvorschlag aufwarten: »Zur Polizei später ... ja, das schon. Vielleicht. Aber zu den Pionieren ... nö, lieber nicht.« *Ich möchte lieber nicht ...* Als hätte ich Melvilles *Bartleby der Schreiber* damals schon gekannt.

Zur FDJ mochte ich später auch lieber nicht – und blieb dabei (bis ich schließlich während meiner Armee-

zeit, vor der ich mich lange drücken konnte, »befohlen« wurde, dann allerdings gleich zum Sekretär – immer noch ohne Mitgliedschaft).

Und dann gab es auch noch die Wahl: Jugendweihe oder Konfirmation. Und da wir zu Hause eigentlich immer gern gefeiert haben, fiel uns die Entscheidung leicht: beides. Was auch von bildschöner Ausgewogenheit war. Aber vor die Sause hatten sowohl der liebe Gott als auch die Staatsführung allerlei Büffelei gesetzt, und so besuchte ich dann ein ganzes Jahr lang nicht nur den Konfirmandenunterricht, sondern auch die Jugendstunden. Bildung hat noch nie geschadet. Und die Feiern wurden dann wirklich ganz schau. Beide. Zur Jugendweihe gab's vom Rat des Kreises ein Nachschlagewerk geschenkt, *Weltall – Erde – Mensch* (möglicherweise auch in anderer Reihenfolge, war aber gar nicht so schlecht, weil überraschend ideologie-reduziert).

Von allem etwas, sowohl als auch, Lackschuhe und Stiefel – das wurde eine Linie, die sich durch mein ganzes Leben zu ziehen scheint, und beantwortet dann auch die Frage nach meinem Weg, wenn ich es mir jetzt richtig überlege. Den ganzen Reichtum des Daseins auskosten, auch in Nischen und an den Rändern. Das gefällt mir. Die Dinge nehmen, wie sie kommen. Und es – ganz Sonnenkind, das verpflichtet ja auch – immer erst einmal im Guten versuchen.

Besonders gut haben wir es zu Hause immer mit der Westverwandtschaft gemeint. Wenn die Onkels kamen, wurde aufgetischt, was das Zeug hielt. Ich weiß noch, wie ich immer zu Frau Mücken, der beleibten örtlichen Metzgersgattin, geschickt wurde, die mochte mich irgendwie, und zurückkam mit Beuteln voller Nacken, Schnitzel und Filet. Fleisch aßen wir sonst eher selten

und schon gar nicht in solchen Mengen, dafür hätte das Geld überhaupt nicht gereicht. Aber man wollte sich ja nicht lumpen lassen.

Wenn dann Onkel Ferdi zu Besuch war (den nannte ich nur Onkel, eigentlich war es ein Cousin meiner Mutter, aber ansonsten stimmt es: Dieser Mann war in seiner Art schon sehr speziell, so hab ich es jedenfalls empfunden), dann sagte er immer recht selbstzufrieden, wie mir schien: »Na bitte – so schlecht geht’s euch doch gar nicht!«

Onkel Ferdi brachte auch jedes Mal ein Gastgeschenk mit: eine Flasche Whisky aus dem Intershop. Die trank er dann mehr oder weniger allein aus. Und eine zweite meistens auch noch – wo die wohl herkam, fragte er aber nie.

Onkel Ferdi war Kommunist – und wie! Der Einzige, soweit ich weiß, mit dem ich verwandt war, wenn auch weitläufig. Im Westen der Stadt gehörte er der SEW an, der Schwesterpartei der SED. Ich hab ihn öfter gefragt, warum er denn eigentlich nicht zu uns in die DDR übersiedele – »die Genossen hier könnten so einen wie dich hier doch vielleicht gut brauchen« –, aber das wollte er dann wohl doch lieber nicht. Wenn’s hart auf hart kam, zog er es vor, in Badedies und Badedas zu planschen, dicke Zigarren zu rauchen und vom Sozialismus zu träumen. So habe ich es ihm als Kind jedenfalls häufig vorgehalten. Und mir bei diesen Gelegenheiten unweigerlich eine der sonst sehr seltenen warnenden Augenbrauen meiner Mutter zugezogen. Aber wenn ich mich danebenbenahm, wie sie meinte, und drohte, den interzonalen Familiensegen in Schräglage zu bringen, kannte sie nichts.

Ein ganz anderes Kaliber war der zweite »Onkel« aus dem Westen, der uns manchmal besuchte, der Va-

ter meines Bruders Klaus. Der hatte frühzeitig rübergemacht und als Unternehmer reüssiert. Er war immer sehr gut angezogen, brachte auch, im Unterschied zu Onkel Ferdi, durchaus angemessene Geschenke mit. Aber was das Tollste war: Er fuhr einen dicken Opel Kapitän. Und wenn er mit dem um die Ecke gedüst kam, bin ich immer reihenweise in Ohnmacht gefallen vor Begeisterung – so wahnsinnig köstlich duftete dieses Benzin. Da hätte ich direkt zum Schnüffler werden können, sofern das damals schon in Mode gewesen wäre. Mann, hab ich oft gedacht, der Westen riecht vielleicht toll! (Und ich will nicht einmal ausschließen, dass dieses Aroma später zur Wahl meines ersten Berufes beitrug.)

Ich selbst war als Kind, bewusst jedenfalls, eigentlich nur einmal im Westen, also in Westberlin. Und zwar im Krankenhaus Jungfernheide, nachdem ich mir eine Toxoplasmose eingefangen hatte und sich meine Eltern ernsthaft Sorgen um mich machten. Das war im Sommer 1961, kurz vor der Schließung der Sektorengrenzen in der Stadt. Und besonders gut roch es, nebenbei bemerkt, in diesem Krankenhaus nicht gerade. Dafür gab es Schmelzkäse zum Abendbrot. Und was hätte ich dort sonst nicht noch alles zu essen bekommen können, mit Sicherheit sogar einen Toast Hawaii, den hätten die bestimmt extra für mich gemacht, haben sie jedenfalls behauptet ... Die feinsten, auserlesensten Leckereien haben sie mir angeboten, dem armen kranken Buben aus dem Osten. Das Blöde war allerdings: Ich kannte das alles gar nicht. Nur Schmelzkäse war mir ein Begriff. Und da fiel mir die Wahl dann leicht. Zumal er in einer überaus ansprechenden Goldfolie kam. Die hätte ich gern mit nach Hause genommen. In meiner Schatzkiste wäre sie ein Hingucker gewesen,

ein wirkliches Highlight. Aber ehe ich es mich versah, hatte irgendeine achtlose Krankenschwester den Verpackungsrest einfach in den Müll geworfen. Und das fand ich echt gemein.